Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 45 (1965-1966)
Heft: 1

Artikel: Strategische Probleme Ost-Zentralasiens
Autor: Liddell Hart, B.H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161716

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Strategische Probleme Ost-Zentralasiens

B. H. LIDDELL HART

Dieser Sektor besitzt eine viel größere Ausdehnung als derjenige West-Zentralasiens: über 4500 km vom westlichen Endpunkt der pakistanischen Grenze am Arabischen Meer bis zum östlichsten Punkt der Grenze Indiens in Assam[1]. Diese enorme Distanz wird noch um die 2200 km lange, von Norden nach Süden verlaufende Ostgrenze Burmas vergrößert, die fast zur Hälfte an China und Nord-Vietnam stößt, während der Rest das Gebiet von Thailand berührt.

Im Hinblick auf die Kilometerdistanz erscheint der Sektor bereits erschreckend verwundbar; noch viel verwundbarer erscheint er jedoch, wenn man die relative Schwäche der Streitkräfte bedenkt, die für seine Verteidigung zur Verfügung stehen, und wenn man die beklagenswerten Spaltungen im politischen Leben und im Nationalbewußtsein der Länder dieses Gebietes betrachtet. Anderseits wird der größte Teil dieser Länder, und zwar fast ihre ganzen Nordgrenzen, von den Bergketten des Himalaja geschützt — von einem riesigen Wall, dessen durchschnittliche Höhe sechstausend Meter und dessen horizontale Tiefe über hundertfünfzig Kilometer beträgt. Die Möglichkeiten einer großangelegten Invasion sind auf die beiden Flanken begrenzt, und sogar diese — besonders die östliche — bieten einem Angreifer sehr große Schwierigkeiten.

Demzufolge wäre die Verteidigung des Sektors nicht schwierig, wenn die Länder in ihrer Verteidigungspolitik zusammenarbeiten und über zweckdienliche Verteidigungssysteme verfügen würden. Das Fehlen jeder Politik dieser Art erwies sich besonders verhängnisvoll in der Situation und in den Maßnahmen des Herbstes 1962, als die Chinesen in das nordöstliche Grenzgebiet Indiens eindrangen. Die umstrittene Grenze verlief entlang der «MacMahon-Linie», war aber während langer Zeit von ihnen nicht anerkannt worden. Als sich der Zusammenstoß ereignete, wurde diese siebenhundertfünfzig Kilometer lange Grenze nur von zweieinhalb indischen Divisionen bewacht (die indische Armee umfaßt neun Divisionen), während dreieinhalb Divisionen an der pakistanischen Grenze standen: dies war das Resultat der alles beherrschenden Besorgnis um die «inneren» Grenzen, die begründet ist in der gefühlsmäßigen Ablehnung eines Kompromisses und einer gegenseitigen Einigung über die Ansprüche auf Kaschmir.

Es war ein Glück für die Regierung und das Volk Indiens, daß die pakistanische Regierung Präsident Ayub Khans eine bemerkenswerte Zurückhaltung

an den Tag legte und darauf verzichtete, die Schwierigkeiten Indiens in dieser kritischen Zeit der militärischen Katastrophe auszunützen. Es war auch ein Glück, daß die chinesische Regierung am 21. November den Vormarsch der Truppen abstoppte und ein «Ende Feuer» sowie den Rückzug befahl, nachdem die Verteidigungskräfte Indiens zurückgeworfen und auseinandergerissen worden waren. Hätten nämlich die Chinesen ihren Erfolg ausgenützt, wären ihnen wahrscheinlich noch weitere Gewinne gelungen, bevor die indischen Streitkräfte zum wirksamen Gegenstoß bereit gewesen wären; dies würde sich für die Regierung Nehrus leicht katastrophal ausgewirkt haben. Anderseits versprach die strategische Operationslinie infolge ihrer topographischen und logistischen Nachteile keine sehr bedeutenden Resultate, weder im physischen noch im psychologischen Sinne. Dieser grundlegende Faktor wurde während der durch die allgemeine Konfusion hervorgerufenen Krise im allgemeinen übersehen, und zwar nicht nur in Indien.

Im Verlauf der Geschichte haben sich alle wichtigen Invasionen des als «indische Halbinsel» bezeichneten Gebietes auf der westlichen Flanke abgespielt. Hier drangen die Indogermanen der Vorzeit ein, später gefolgt von Alexander dem Großen, von den Sakas, den Hunnen, den Skythen, Mohammed Thori, Tschingis Khan, Tamerlan, Baber, Abdali und Nadir Shah. Diese Invasionen haben ferner meistens zwei Routen benützt: entweder kamen sie über den Bolan-Paß nach Belutschistan oder über den weiter nordwestlich gelegenen Khyber-Paß nach Peshawar und in den Punjab. Von den beiden Routen ist der Khyber für einen Vormarsch unter modernen Bedingungen im Kampf gegen moderne Verteidigungsmittel immer ungünstiger geworden, und dies trotz der Verbesserung der Straße durch Afghanistan von Kabul nach Peshawar. Gleichzeitig hat sich nicht nur die Bolan-Route, sondern auch ein weiter südlich und näher der Küste gelegener Anmarschweg von Südpersien nach Belutschistan als für moderne mechanisierte Streitkräfte praktikabler erwiesen.

Alle begeh- und befahrbaren Einmarschrouten erreichen von Westen und Nordwesten her die indische Halbinsel durch das Territorium Pakistans. Pakistan ist also gegenüber äußerer Gefahr exponierter als sein indischer Nachbar. Diese Situation zeigt, daß Pakistan über eine besonders für mobile Operationen ausgerüstete Streitmacht verfügen muß. Vom strategischen Gesichtspunkt aus betrachtet, sollte diese Streitmacht von Indien als ein Beitrag zu seiner eigenen Sicherheit betrachtet werden.

Wenn wir abzuwägen versuchen, ob eine Invasion als ein wahrscheinliches oder als ein potentielles Risiko bezeichnet werden müsse, berührt unsere Betrachtung die politische Sphäre. Hier ist, in Berücksichtigung der vergangenen und gegenwärtigen Indikationen, das Gesamtbild günstiger, als wenn wir es vom rein militärischen Aspekt her betrachten. Während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts waren die britischen Behörden in Indien erfüllt von der

Furcht vor einer russischen Aggression. Diese Besorgnis erwies sich als grundlos, als nach der Revolution von 1917 die zaristischen Archive vom kommunistischen Regime geöffnet wurden. In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg und nach der russischen Revolution bemächtigte sich der britischen Machthaber in Indien wiederum dieselbe Besorgnis gegenüber russischen Aggressionsabsichten, obwohl sich dafür wenige wirklich substantielle Bestätigungen finden ließen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die gleichen Befürchtungen aufs neue lebendig, zum Teil als Folge verschiedener drohender Noten, die der Kreml an Persien richtete und noch mehr wegen der russischen Militärhilfe an Afghanistan. Es schien, als ob dieses Land dadurch von den Sowjetrussen infiltriert werde, und man fürchtete, es werde binnen kurzem ganz unter die Kontrolle der Sowjetmacht geraten.

Von 1957 an wurde die Tätigkeit der Russen in Afghanistan immer offensichtlicher, und im Jahre 1960 schätzte man die Zahl der dort anwesenden technischen Experten auf über tausend. Unter ihrer Leitung wurden viele neue Flugplätze, Autostraßen und Tunnels gebaut. Darüber hinaus wurde die überalterte afghanische Armee von fünfzigtausend Mann auf einen Bestand von ungefähr achtzigtausend Mann gebracht; sie wurde mit russischen T-34-Panzern, Artillerie, Minenwerfern, Maschinengewehren und motorisierten Transportmitteln gut ausgerüstet. Eine kleine, aber recht moderne Luftwaffe wurde ebenfalls aufgestellt. Diese mannigfaltige Deutlichkeit russischer Hilfe machte natürlicherweise mehr Eindruck auf das Volk als die weniger spektakuläre Unterstützung Amerikas auf den Gebieten der Wirtschaft und der Erziehung. Die Russen waren auch in der Lage, sich den afghanischen Wünschen und Ansprüchen geneigt zu zeigen, die auf eine Verschiebung der Ostgrenze und auf die Schaffung eines quasi unabhängigen Staates «Pakhtunistan» hinzielten, der aus dem zu Pakistan gehörenden Pathan-Stammesgebiet herausgeschnitten werden sollte.

In den letzten Jahren deuten jedoch einige Anzeichen darauf hin, daß die Regierung von Afghanistan dazu neigt, solche territorialen Ansprüche und Träume im Hinblick auf den entschlossenen Widerstand Pakistans fallen zu lassen. Gleichzeitig hat sich die Wertschätzung der amerikanischen Hilfe erhöht, da diese eine Steigerung der Prosperität des Landes und seiner Beamtenschichten eher zu gewährleisten scheint als die russische Militärhilfe. Dadurch scheint Afghanistan doch dazu gebracht zu werden, eher eine Politik der wirklichen Neutralität als des Gehorsams gegenüber Sowjetrußland zu befolgen.

Wenn wir uns nun der anderen, das heißt der burmesischen Flanke zuwenden, müssen wir feststellen, daß Burma kaum zur Sicherheit der «indischen Halbinsel» beiträgt, es sei denn durch die bloße Tatsache seiner Ausdehnung über rund sechshundert Kilometer und durch die natürlichen Hindernisse seines Territoriums. Die inneren Konflikte in diesem Land, das Vorherrschen der chinesischen Sympathien und die unkriegerische Natur seines Volkes lassen es

als unwahrscheinlich erscheinen, daß die burmesischen Streitkräfte, abgesehen von möglichen Guerillaaktionen, einem chinesischen Vorstoß ernsthaften Widerstand entgegensetzen würden. Sollten die Chinesen zu einer Expansionspolitik übergehen, ist es sehr wohl möglich, daß sie Burma ohne große Schwierigkeiten überrennen und besetzen könnten. Von hier aus könnten sie nach einer Vorbereitungsperiode eine Invasion Indiens und Ostpakistans in die Wege leiten. Infolge der Schwierigkeiten des Terrains dürfte der Vormarsch nicht so rasch vor sich gehen wie auf der westlichen Flanke, das heißt auf den Belutschistan-Routen, die einem russischen Vormarsch dienen könnten. Immerhin wäre er nur schwer aufzuhalten, solange die Verteidigungspolitik Indiens und Pakistans nicht koordiniert ist. Glücklicherweise hat die chinesische Politik und Praxis gleich wie die russische bis jetzt wenig Zeichen einer expansionistischen Tendenz mit weitgesteckten Zielen gezeigt.

Das Problem der Unterstützung durch die Westmächte

Wie schon immer hängt die Möglichkeit, diese Aufgabe zu lösen, auch heute noch vom Besitz überseeischer Basen ab, von welchen aus eine solche Unterstützung rasch eingesetzt und aufrechterhalten werden kann. Die Situation wird jedoch zur Zeit nicht nur durch die Entwicklung der nuklearen und thermonuklearen Waffen, sondern auch durch die Flut des Antikolonialismus bei den asiatischen und afrikanischen Völkern beträchtlich erschwert. Die Briten haben diese Tatsache erkannt und sich mit ihr viel rascher abgefunden als die Franzosen. Ihre strategische Planung ist allerdings langsamer vor sich gegangen als die politische Auseinandersetzung mit diesen Veränderungen. In manchen Fällen haben sie vergeblich versucht, Basen zu halten, die ganz offensichtlich unhaltbar geworden waren.

Großbritanniens Kette überseeischer Stützpunkte entstand im neunzehnten Jahrhundert als ein Instrument zur Überwachung und Kontrolle des Seeweges nach Indien und seiner Fortsetzung in den Fernen Osten. Die wichtigsten Basen auf der kürzeren Route waren Malta, Suez, Aden, Trinkomali in Ceylon, Rangoon und Singapore, während Simonstown in Südafrika als wichtigster Stützpunkt auf der langen Route um das Kap der Guten Hoffnung diente. Mit der Entwicklung des Flugwesens entstanden daneben eine Reihe von Flugbasen.

Im ersten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Schwierigkeiten, den großen Suez-Stützpunkt gegenüber der Feindseligkeit Ägyptens zu halten immer größer wurden, trat Zypern als Alternativlösung oft in den Mittelpunkt der Diskussion. Die Stabschefs haben jedoch diese Lösung stets abgelehnt, und zwar aus dem recht praktischen Grund, daß Zypern keinen adäquaten

Hafen besaß und auch anderen Bedürfnissen nicht entsprach. Deshalb beharrten die Briten während vieler Jahre auf ihrer Stellung in Suez, und zwar auch dann noch, als die Unbrauchbarkeit dieses Stützpunktes längst offen zutage trat. Als die Regierung und die Stabschefs im Jahre 1954 von der Notwendigkeit des Rückzugs schließlich überzeugt worden waren, beschlossen sie, Zypern zum Hauptstützpunkt im Mittleren Osten zu machen und ihn durch libysche Häfen und jordanische Flugplätze zu verstärken, deren Benützung durch Verträge mit den betreffenden Regierungen geregelt worden war.

Daß dieser scheinbare Ausweg zu nichts führte, wurde offenbar, als im Herbst 1956 die britisch-französische Expedition durchgeführt wurde, die den Suezkanal zurückgewinnen sollte. Denn im kritischen Moment mußte man erkennen, daß die Stützpunkte in Libyen und Jordanien nicht benützt werden konnten, da diese Länder sich dagegen wehrten, eine Maßnahme gegen ein anderes arabisches Land zu unterstützen. Da man in Zypern keine Flotte zusammenziehen konnte, mußten die Geleitzüge in Malta zusammengestellt werden, das heißt sechzehnhundert Kilometer weiter von ihrem Ziel entfernt. Dies brachte eine Verzögerung mit sich, welche die Möglichkeit der Überraschung und des raschen Erfolges von vornherein ausschloß.

Im nuklearen Zeitalter ist es wenig wahrscheinlich, daß ein eben erst unabhängig gewordenes Land damit einverstanden wäre, im Ernstfall sein Territorium als Einsatzraum und Startplatz zur Verfügung zu stellen. Das Risiko, selbst zur Zielscheibe einer alles verwüstenden Vergeltungsaktion zu werden, wäre viel zu groß.

Die Summe der Erfahrung der letzten Jahre führt zum Schluß, daß der Wert überseeischer Basen von zwei Grundvoraussetzungen abhängig ist. Die erste besteht in der Tatsache, daß ein Stützpunkt nur dann mit Gewinn und Wirkung benützt werden kann, wenn die Bevölkerung des betreffenden Landes keine feindselige Haltung einnimmt Die zweite Voraussetzung besteht in der Notwendigkeit, daß die in einem fremden Lande stationierten Streitkräfte einen Schutz gewährleisten, der schwerer wiegt als die Unpopularität ihrer bloßen Anwesenheit.

Die relativ wenig sichtbare Präsenz einer Seestreitmacht wie der amerikanischen Sechsten Flotte wirkt viel weniger aufreizend als ein permanenter Stützpunkt auf dem Lande. Eine Seestreitmacht kann auch den Schwierigkeiten ausweichen, die sich dem Einsatz strategischer Luftflotten immer wieder entgegenstellen, wenn die Überfliegungserlaubnis von asiatischen und afrikanischen Ländern eingeholt werden muß, deren Territorium von den europäischen Anflugrouten überquert werden.

Aber auch eine Seestreitmacht benötigt eine Lagerbasis, wenn sie nicht von einer sehr großen und unökonomischen Nachschubflotte begleitet werden soll. Diese Lagerbasis muß zur Versorgung mit Treibstoff, Munition und Ausrüstung dienen können. So muß bei der Prüfung des Problems der überseeischen

Stützpunkte der Faktor berücksichtigt werden, ob es Örtlichkeiten im Gesamtsektor gibt, die für die Einrichtung von Lagerbasen nach strategischen Gesichtspunkten in Frage kommen und deren Bevölkerungen keine feindselige Haltung einnehmen. Kleine Inseln mit geringer Bevölkerung und einem natürlichen, entwicklungsfähigen Hafen wären am geeignetsten, besonders dann, wenn sie auch noch die Möglichkeiten für die Erstellung von Flugplätzen bieten würden.

Im Indischen Ozean kämen die in britischem Besitz befindlichen Seychellen in Frage, daneben Diego Garcia im Chagos-Archipel und Socotra. Die letztgenannte Insel besitzt in Kalenzia einen guten natürlichen Hafen, eine kleine Bevölkerung und liegt nicht weit von den Ölfeldern Südarabiens. Für die Unterstützung des Fernen Ostens sind fast nur in Australien Örtlichkeiten zu finden, welche die Grundvoraussetzungen zur Errichtung von Stützpunkten erfüllen. Vom strategischen Gesichtspunkt aus betrachtet, wären Fremantle oder Oxmouth Gulf an der Westküste geeignet, sowie Darwin an der Nordküste. Auf jeden Fall würde es sich überall darum handeln, neue Basen anstelle jener alten Stützpunkte zu errichten, die auf politischem Treibsand stehen. Die Kosten wären nicht gering, und die Aufgabe wäre nicht in kurzer Zeit zu lösen.

Die Vereinigten Staaten besitzen in dem weiten Gebiet zwischen dem Mittelmeer und dem Pazifischen Ozean weder Stützpunkte noch militärische Lager, deren Mittel rasch verfügbar gemacht werden könnten. Die amerikanische Sechste Flotte ist im Mittelmeer stationiert, die Siebente im westlichen Pazifik mit dem Hauptstützpunkt auf Taiwan (Formosa). Diese Flotte ist sehr wohl in der Lage, im Fernen Osten, das heißt irgendwo östlich von Singapore, rasche Unterstützung zu bringen. Sie kann durch amerikanische Land- und Luftstreitkräfte verstärkt werden, die auf Guam und Okinawa, das heißt im japanischen Sektor, stationiert sind. Hingegen wäre es für die Siebente Flotte ungleich schwieriger, die am Indischen Ozean gelegenen Länder zu unterstützen; die Verzögerung wäre auf jeden Fall viel größer.

Einige allgemeinere Überlegungen

Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Zusammenbruch Hitler-Deutschlands stehen Sowjetrußland und die Westmächte in einer Konfliktsituation, die man allgemein als den «Kalten Krieg» bezeichnet. Der Konflikt war im Grunde wahrscheinlich unvermeidlich. Er wurzelt in einem allgemeinen, gespannten Mißtrauen der Russen, das viel weiter zurückgeht als bis zu den Anfängen des gegenwärtigen kommunistischen Regimes, das jedoch durch die marxistische Indoktrinierung und durch die Isolation vom Westen während

der Zwischenkriegszeit stets geschürt und vertieft wurde. Die Furcht vor der Bedrohung durch die Atombombe und einem ihrem Einsatz nachfolgenden amerikanischen Vormarsch hat jedoch Stalin dazu gebracht, eine politische Handlungsweise zu entwickeln, die diese Gefahr abwehren sollte. Seine Anstrengungen, die Sowjetunion mit einem Gürtel osteuropäischer Satellitenstaaten zu umgeben, war eine natürliche Reaktion, die darauf abzielte, die amerikanischen Stützpunkte so weit als möglich von den lebenswichtigen Zentren Rußlands entfernt zu halten. Wenn wir versuchen, uns in seine Lage zu versetzen, können wir sehen, daß solche Maßnahmen eher eine politische Versicherung gegen eine militärische Bedrohung als gegen die Offensichtlichkeit einer Aggressivität haben darstellen können. Auf Grund meines Studiums der russischen Geschichte und Denkweise vor und nach der Machtergreifung des Sowjetregimes habe ich die Auffassung nie teilen können, wonach die Russen beabsichtigten, den Westen zu erobern. Anderseits glaube ich jedoch, daß die Russen zu allen Zeiten jenes gespannte Mißtrauen an den Tag gelegt haben, das die Furcht vor einer westlichen Bedrohung stets förderte.

Die Reaktion des Westens gegenüber der vermeintlichen sowjetischen Bedrohung bestand in der Errichtung regionaler Allianzen, die ihren Rückhalt im amerikanischen Atomwaffenpotential erblickten. Ich glaube, daß die westliche Reaktion im Hinblick auf die *sichtbare* sowjetische Streitmacht, die für einen Vorstoß in den Westen hätte eingesetzt werden können, gerechtfertigt war. Die Stärke dieser Streitmacht wurde jedoch durch einen fehlerhaften westlichen Nachrichtendienst übertrieben, und man war nicht bereit, die falschen Berechnungen nach besserer Einsicht zu korrigieren. Die Zahl von hundertfünfundsiebzig aktiven Divisionen wurde zu einer Art Cliché, das Jahr um Jahr immer wieder ohne Nachprüfung zitiert wurde. Erst im vergangenen Jahr wurde es radikal revidiert: man kam auf eine Zahl, die ziemlich viel weniger als die Hälfte der früheren Annahmen betrug.

Seit 1950 habe ich sowohl im privaten Kreise als auch in der Öffentlichkeit die Zahl der hundertfünfundsiebzig stehenden Divisionen, wie sie von westlichen Staatsmännern und NATO-Sprechern angegeben wurde, immer wieder in Frage gestellt. In einer Analyse, die ich im Jahre 1959 ausarbeitete, wies ich darauf hin, daß eine solche Zahl in scharfem Widerspruch stand zu den Schätzungen der NATO über den Gesamtbestand der Sowjetarmee — 2 350 000 Mann. Ich stellte fest, daß ein solcher Mannschaftsbestand nicht mehr als höchstens achtzig bis neunzig Divisionen ergeben konnte, wenn man einen entsprechenden Anteil für den administrativen «Schwanz» dessen in Rechnung stellte, was man gemeinhin als die Divisionstranche bezeichnet. Die jetzt offizielle Revision der quantitativen Einschätzung der Sowjetarmee zeigt auch, wie übertrieben die Befürchtungen des Westens waren, wonach die Russen eine massive Invasion des westlichen Territoriums planten. Ich habe während langer Zeit den Eindruck gehabt, daß Stalin, der die sowjetische Nachkriegs-

politik in ihren Hauptrichtungen begründete, viel größere Befürchtungen hegte über die Art und Weise, wie sein Volk durch den Kontakt mit dem Westen infiziert werden könnte, wenn es mit den günstigeren Lebensbedingungen dieses Weltteils in Berührung käme.

Die Grundlage für diese Vermutung liegt in der Art, wie die sowjetischen Divisionen in Deutschland beständig hin und her verschoben und ausgewechselt wurden. Die einzelnen russischen Offiziere und Beamten wurden immer sogleich abgelöst, wenn sie sich dieser «Infektion» exponiert hatten. Dies war meiner Ansicht nach der wichtigste Faktor in der allgemeinen Zurückhaltung der Sowjets vor einer gewaltsamen Aktion im Westen.

Dieser Faktor war bedeutungsvoller als die Atombombe. In den Jahren unmittelbar nach dem Krieg war das nukleare Potential Amerikas noch viel schwächer als heute. Als die westlichen Armeen weitgehend aufgelöst waren, wurde zur Zeit der ersten Berlinkrise die Spannung plötzlich akut. Wenn die Sowjet-Regierung wirklich je beabsichtigte, den Westen zu überrennen, so wäre dies für eine solche Aktion ein viel günstigerer Zeitpunkt gewesen und hätte den Russen viel weniger Risiken gebracht als die jüngstvergangenen Jahre.

Anderseits gibt es jedoch auch heute noch nur wenig Grund zur Hoffnung, daß Sowjetrußland oder China plötzlich aufhören würden, den «Kalten Krieg» durch subversive Aktionen und lokale Handstreiche wo immer möglich weiterzuführen, so lange dies ihren Zwecken und Zielen dienlich ist.

Vor zwölf Jahren wurde ich gebeten, einen Aufsatz über das sowjetische Bild der strategischen Situation der Welt zu schreiben und darin speziell die Frage zu beantworten: «Welches Vorgehen würden Sie vorschlagen, wenn Sie Chef des russischen Generalstabes wären?» Nachdem ich meine Beurteilung der Lage von dem gewünschten Standpunkt aus formuliert hatte, bemerkte ich, es wäre klug, alle diejenigen Regionen zu meiden, in welchen die Möglichkeit amerikanischer Intervention und damit die schwere Gefahr der Auslösung eines allgemeinen Krieges bestehe. Ich sagte, ich würde versuchen, meinen Vorstoß in ein Gebiet zu tragen, in welchem die Intervention amerikanischer *Streitkräfte* am wenigsten wahrscheinlich wäre, und es schien mir, daß der indische Raum hierzu der geeignetste wäre, sowohl im Hinblick auf die Spannungen zwischen Indien und Pakistan als auch im Hinblick auf die Möglichkeiten, in beiden Ländern innere Konflikte zu schüren. Die Worte des supponierten russischen Stabschefs lauteten: «Es dürfte nicht allzu schwierig sein, Indien und Pakistan zum Kampf um Kaschmir zu veranlassen und dann einen der beiden Gegner zur Annahme russischer Hilfe zu überreden. Diese könnte auf dem Luftwege viel rascher herbeigeführt werden als irgendeine Unterstützung aus dem Westen. Darüber hinaus würden die Westmächte auch aus politischen Gründen zögern, in einem solchen Konflikt der einen der beiden Parteien Hilfe zu gewähren.»

Eine Gefahr, wie ich sie damals beschrieb, wird leider auch weiterhin bestehen, solange die Spannung zwischen Indien und Pakistan anhält, das heißt so lange bis ein Kompromiß im Kaschmir-Konflikt erreicht ist...

Wenn die inneren Krisen und Konflikte einmal beigelegt sind, werden die Verteidigungsprobleme für diese berggeschützte Halbinsel beträchtlich vereinfacht werden, und sie könnte dann eine der sichersten Regionen Asiens sein.

[1]Vgl. B. H. Liddell Hart: Strategische Probleme Zentralasiens, Märznummer 1965, S. 1083ff.

Roosevelt und Rußland

EDITH EUCKEN-ERDSIEK

Als *Roosevelt am 12. April 1945 starb*, ging der große Krieg gerade zu Ende. Roosevelt hat es gewußt. «In wenigen Wochen» — so hat er noch gesagt — «wird es keinen Krieg mehr geben.» Aber es war ihm nicht vergönnt, den Sieg zu erleben. Nachdem er sein Volk und mit ihm die Völker des Westens durch Mühe und Gefahr soweit geführt hatte, durfte er das Gelobte Land nicht betreten, das er schon von ferne zu sehen glaubte: die endgültig befriedete Welt. Das schien tragisch. Aber die eigentliche Tragik des Augenblicks war eine ganz andere. Sie war erschreckend. Denn das Gelobte Land, das er mit seinen Augen zu grüßen meinte, war gar nicht das Gelobte Land. Was Sieg schien, war nicht Sieg; der Friede war nicht Friede. Wohl war die eine Gefahr glücklich gebannt. Aber an ihrer Stelle erhob sich unvermittelt eine andere, ihr ähnlich, nur um soviel gefährlicher, als die Konzeption des Kommunismus der des Nationalsozialismus überlegen war und als Stalin klüger war als Hitler. Das Ziel, für das Roosevelt ein Leben lang gekämpft hatte — eine Welt in Freiheit, Sicherheit und Recht — war ferner als je.

Roosevelt ist gegangen, ohne das auch nur geahnt zu haben. Es ist ihm erspart geblieben, zu realisieren, welches Fragezeichen voll Ironie das Schicksal hinter die strahlenden Siege seines Lebens gesetzt hat. Übrig aber blieb eine Welt, der nichts geschenkt wurde, die damit fertig werden mußte. Überrumpelt von den Geschehnissen — wie sollte sie sich zurechtfinden? Wie nur die